Melancholie liegt über der Stadt

Die Faszination des Niedergangs: Das Ostberlin und die DDR der 80er Jahre, fotografiert von Günter Steffen und Ulrich Wüst

FRANK SCHIRRMEISTER

Für ausgewachsene Melancholiker muss das Ostberlin der 80er Jahre, und hier besonders die Altbauquartiere in Prenzlauer Berg oder in Mitte, Stein gewordener Ausdruck ihres Lebensgefühls gewesen sein. Dieser Gedanke liegt nahe, wenn man mit Günter Steffen auf »Die Hauptstadt«, so der Titel seines Bildbands, blickt. Es kann kein Zufall sein, dass sehr viele der in den letzten Jahren erschienenen retrospektiven Fotobücher über die östliche Halbstadt diesen elegischen Grundton haben, der sich nur zum Teil durch das grobkörnige Schwarz-Weiß der Filme aus volkseigener Produktion erklären lässt.

Glich das Leben in den heruntergekommenen Mietskasernen, die heute ja oft als subkulturelles Paradies verklärt werden, tatsächlich dem Treiben der Protagonisten in Aki Kaurismäkis Film »Das Leben der Bohème«? In diesem schlagen sich drei Künstler im Paris des 19. Jahrhunderts durchs Leben und führen ein recht trostloses Dasein. Den poetischen Realismus des französischen Vorkriegsfilms, dem Kaurismäki ein Denkmal setzte, findet der Betrachter in den Fotografien von verlassenen Ostberliner Straßen, Häusern und Hinterhöfen tatsächlich wieder – die düstere Alltagswelt und die pessimistische Grundhaltung scheinen dieselbe. Selbst für DDR-Verhältnisse, wo es es ja oft so schien, als sei in den Dörfern und Städten die Zeit stehen geblieben und die Nachkriegszeit konserviert, strahlen Steffens Abbilder des urbanen Raums eine rätselhafte Entsagung aus, verstärkt durch die Abwesenheit der Menschen. Ein Hauch Existenzialismus weht durch die Seiten.

Wo etwas nicht stimmte, dort drückte Wüst auf den Auslöser.

Natürlich sind Steffens Fotografien eine Konstruktion, selbst der Übelmeinendste wird nicht annehmen, hier ein realistisches Abbild sozialistischer Urbanität zu finden. Der Legende nach besorgte sich der Fotograf irgendwann Anfang der 80er ein japanisches Objektiv, in der Hoffnung auf einen qualitativen Quantensprung seiner Bilder. Doch das Gegenteil trat ein: Irgendeine Unkompatibilität verlieh den mit diesem Objektiv entstandenen Aufnahmen einen diffusen Schleier, als wären sie mit einer Camera Obscura gemacht worden. Was zunächst nach einem Fehlkauf aussah, verhalf den Fotografien bald zu einer besonderen Qualität und verstärkte noch deren melancholischen Grundton. Entstanden sind dadurch Bilder, die wie im Nebel liegen, sich auflösen im Diffusen und wirken wie jenseits von Zeit und Raum.

Begleitet werden sie im Bildband von Textfragmenten aus dem dystopischen Roman »Wir« des sowjetrussischen Schriftstellers Jewgeni Samjatin. In dem 1920 geschriebenen, aber erst 1988 vollständig in der Sowjetunion veröffentlichten Buch beschrieb er eine fiktive Gesellschaft, in der jegliche Individualität unterdrückt wird. Die Parallelen zur ostdeutschen Realität waren für Herausgeber und Samjatin-Liebhaber Günter Jeschonnek offenkundig genug, um Steffens Bilder von diesem durchaus sperrigen Text begleiten zu lassen.

So sehr Steffens Zyklus lediglich eine Idee von Stadt erzeugt, die keinen Anspruch auf Wahrhaftigkeit erhebt, ist er doch ein Zeitdokument, das die Endzeitstimmung und die innere wie äußere Stagnation im vergehenden Staatswesen gut widerspiegelt. Selbst Zeitzeugen können sich kaum noch erinnern, wie sehr die verfallende Bausubstanz und der Stillstand die Stadt und ein Lebensgefühl prägten. Noch Ende der 80er Jahre konnte man überall im Stadtbild die Spuren des Zweiten Weltkriegs entdecken; Einschusslöcher an Fassaden und Bombenlücken zwischen den Häusern waren allgegenwärtig. Nach Wende und über 30 Jahren des neoliberalen Stadtumbaus, permanenten Sanierens, Verdrängens, Niederreißens und Herrichtens der Stadt für eine wurzellose, globalisierte und zahlungskräftige Klientel, wirken Steffens Fotografien wie ein Märchen aus uralten Zeiten.

FOTOS: HARTMANN BOOKS/GÜNTER STEFFEN

Günter Steffens Motive sind, bis auf Ausnahmen wie Clärchens Ballhaus in der Auguststraße (unten), kaum verortbar, sodass sich bei seinen Bildern eher eine Idee von Stadt manifestiert, ohne Anspruch auf Wahrhaftigkeit.

Günter Steffen, Jahrgang 1941 und in Berlin geboren, war Physiker, ehe er sich der Fotografie zuwandte und Ende der 70er Jahre eine der raren Arbeitserlaubnisse als freier Fotograf erhielt. Von seinem Ladenatelier aus, in der Almstadtstraße im alten Scheunenviertel nahe dem Alexanderplatz und unweit vom Prenzlauer Berg, hatte er sein Sujet praktisch direkt vor der Nase. Die meisten Motive fand er auf frühmorgendlichen Spaziergängen durch die desolate Ostberliner Mitte, was der Menschenleere auf den Bildern gewiss förderlich war.

Ulrich Wüsts Aktionsradius war da ungleich größer. Für seine Werkgruppe »Stadtbilder«, die ebenfalls in den 80er Jahren entstand und erst vor Kurzem als Buch fast zeitgleich mit Steffens »Die Hauptstadt« bei Hartmann Books erschienen ist, reiste der Fotograf kreuz und quer durch die DDR.

Beiden Arbeiten gemein ist neben der Zeitgenossenschaft und den ähnlichen Sujets die essayistische Herangehensweise, die keinem konkreten Plan folgte. Ihre Bilder entstanden im Vorbeigehen, neben der eigentlichen Arbeit. Wüst hatte in der Entstehungszeit der »Stadtbilder« die fast perfekte Nische in der Nischengesellschaft DDR gefunden. Viele unangepasste Freigeister suchten sich Jobs am Rand, wurden Friedhofsgärtner, Filmvorführer oder arbeiteten im kirchlichen Bereich, um der Form zu genügen und unter dem Radar der stets wachen Staatsmacht zu bleiben.

Eine geregelte Tätigkeit war den DDR-Behörden Ausweis gelungenen Einfügens in die Norm; konnte man diese vorweisen, schauten sie nicht mehr so genau hin. Für Wüst, der ursprünglich Stadtplanung studiert hatte, bald jedoch voll Grausen vor den normativen Zwängen dieses Berufs und dem eingeforderten Opportunismus floh, wurde die Zeitschrift »Farbe und Raum« der stille Winkel, in dem er die Zeiten überdauerte, bis auch er 1983 Freiberufler werden durfte. Ursprünglich eine Fachzeitschrift für das Handwerk, erweiterte sie ihr Themenspektrum beträchtlich, nachdem der Architekt Wolfgang Kil die Redaktion übernommen hatte.

Dieser hatte, ähnlich wie Wüst, seine Arbeit beim Berliner Wohnungsbaukombinat hingeworfen und war auf der Suche nach einem Ort zum Überwintern. Er stellte den befreundeten Fotografen kurzerhand als Bildredakteur ein. Als solcher konnte Wüst sich praktischerweise selbst die Aufträge erteilen, die ihn durch die ganze Republik führten. Die Stadtbilder waren ein Nebenprodukt seiner Auftragsarbeiten, bis das wachsende Konvolut an Bildern und deren Serialität sich selbst als Thema konstituierten.

Wüsts Sicht auf die urbanen Landschaften ist ungleich dokumentarischer als der von Günter Steffen, heimeliger allerdings nicht. Seine Bilder sind nüchterne Bilanz einer im Mittelmäßigen stecken gebliebenen und anspruchslosen Stadt- und Raumplanung, deren einzige Maßgabe seit den 60er Jahren nurmehr Zweckmäßigkeit war. Auch mit dem Abstand von über 30 Jahren seit ihrem Verschwinden lässt sich vielen Hinterlassenschaften der DDR in Design und Architektur nur schwer etwas abgewinnen.

Freilich kann der Interessierte heute im Museums-Shop des Humboldt-Forums eine stylische Deckenleuchte aus dem Palast der Republik für knapp 4000 Euro erwerben, aber solche architektonischen und Design-Schlaglichter wie der Palast können nicht über die standardisierte Durchschnittlichkeit und die ökonomischen Zwänge des sozialistischen Städtebaus hinwegtäuschen. Prägend quer durch die Republik waren baulicher Verfall, die nur mühsam kaschierten Spuren des Krieges sowie der von der Obrigkeit verordnete plüschige Kleinbürgergeschmack in Architektur und Design.

Die stadträsthetischen Verheerungen, die die Erfindung des Plattenbaus bedeutete, sowie die Verwüstungen durch eine Raumplanung, die an den Peripherien billigst errichtete Trabantenstädte entstehen ließ (während der Stadtkern verfiel), sind allerdings kein Alleinstellungsmerkmal der DDR; man kann sie heute noch quer durch den gesamten ehemaligen Ostblock bewundern. Architektonische, ästhetische oder stadtplanerische Ideen, die die Zeitläufte überdauert haben, hat die DDR seit den 60er Jahren und mit der Abkehr von der Bauhaus-Moderne kaum mehr hervorgebracht; die Plattenbau-Vorstädte sind heute ungeliebte Stiefkinder der städtischen Verwaltungen und/oder soziale Brennpunkte.

Im Zeitraum der Entstehung der »Stadtbilder«, 1979 bis 1985, war der Vorrat an eventuell noch vorhandenen Resten von Illusion hinsichtlich einer sozialistischen Alternative zum westlichen profitgetriebenen Wohnungs- und Städtebau ganz gewiss aufgebraucht. Von der hehren Idee waren nur die lächerlich niedrigen Mieten geblieben und die Tatsache, dass es keinen Wohnungsmarkt im kapitalistischen Sinne gab – was aber, man muss es leider sagen, zum allgegenwärtigen Verfall eher noch beitrug.

In diesem Umfeld fand Wüst seine Motive, von denen eine durchaus widerständige Melancholie ausgeht, worin sie Steffens Berlin-Bildern gleichen. Wo etwas nicht stimmte in der Stadt-Inszenierung, neue Architekturen sich an den alten rieben, diese am Ende überformten und einen Mischmasch an Stilen und letztlich Banalitäten hervorgebracht hatten – dort drückte Wüst auf den Auslöser. Dass er dann doch eine Ästhetik im Unästhetischen zu finden vermochte, macht die fotografische Qualität der Bilder aus.

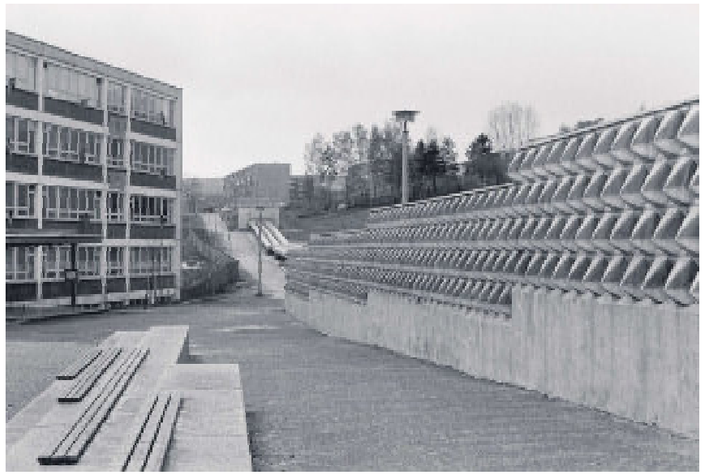
Wenn viele seiner Arrangements fast wie künstlerische Interventionen wirken, hat das damit zu tun, wie er den Raum um die Architekturen herum mit ins Motiv einbezieht, was allerdings (auch) einen ziemlich banalen Grund hatte: Die Bilder entstanden allesamt mit einer Kleinbildkamera und einem 50-mm-Normalobjektiv, und um stürzende Linien zu vermeiden, musste Wüst die Kamera absolut gerade halten, was letztlich zu einer gewissen Überrepräsentation des Vordergrunds im Bild führte, die in der Konsequenz durchaus ihren Reiz hat.

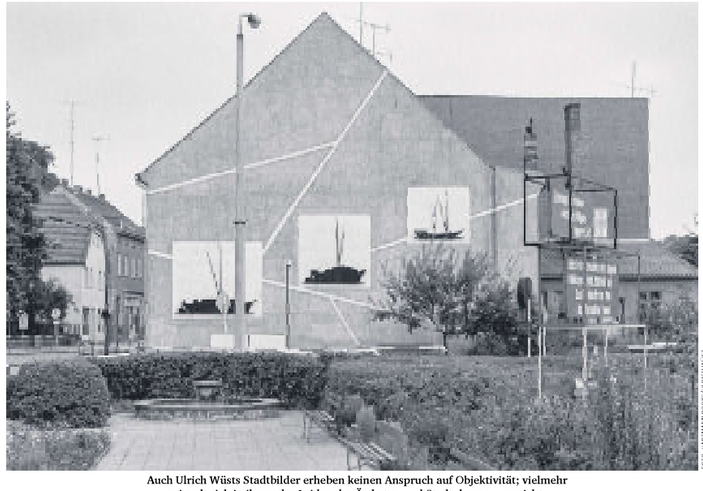
Bei alldem merkt man den Bildern stets den inneren Furor des ehemaligen Stadtplaners an, der mit einer gewissen Faszination auf den Niedergang des öffentlichen Raumes und die Ästhetik des »geballten Mittelmaßes« (Wüst) schaut. Er selbst bezeichnete dies im Interview als »aggressive Anteilnahme«, voller zwielichtiger Erinnerungen und Sarkasmen.

Es scheint erstaunlich, dass Wüst die »Stadtbilder« bereits 1986 in einer Ostberliner kommunalen Galerie ausstellen konnte und diesbezüglich kein Murren des Zensors überliefert ist, anders als bei Helga Paris. Deren ähnlich gelagerte Arbeit »Häuser und Gesichter. Halle 1983–85«, in der sie den Verfall der Altbausubstanz dokumentierte, fand nicht so viel Gnade; ihre ebenfalls 1986 geplante Ausstellung wurde im letzten Moment untersagt.

Mag sein, dass im nüchternen Blick Wüsts das Subversive mehr unter der Oberfläche verborgen lag und sich schwerer erschloss als die unmittelbar emotionale Erregung hervorrufenden requiemhaften Bildern von Helga Paris. Heute sind beide auf jeden Fall aus dem Kanon der DDR-Fotografie nicht mehr wegzudenken, während Günter Steffens Werk, bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt, noch der Entdeckung harrt.

Günter Steffen: Die Hauptstadt. Mit Texten von Jewgenij Samjatin. Hartmann Books,160 S., geb., 38 €;
Ulrich Wüst: Stadtbilder 1979–1985. Hartmann Books, 160 S., geb., 40 €





FOTOS: HARTMANN BOOKS/ULRICH WÜST

Auch Ulrich Wüsts Stadtbilder erheben keinen Anspruch auf Objektivität; vielmehr spiegelt sich in ihnen das Leiden des Ästheten und Stadtplaners angesichts der ästhetischen und stadtplanerischen Zumutungen, die die DDR zu bieten hatte.

JEJA NERVT

Über den Nicht-Zustand der Pandemie berichten

Das Ende einer Pandemie kann über verschiedene Wege eintreten. Einer davon ist die Verdrängung aus dem öffentlichen Bewusstsein. Der Einmarsch Russlands in die Ukraine droht nun, zumindest für die nächsten Wochen, das Fortdauern der pandemischen Lage in Deutschland medial zu überlagern. Die kürzlich aufgekommene »Freedom Day«-Euphorie dürfte diesem Effekt nicht gerade entgegenstehen. Denn allen Zahlen zum Trotz hatten Bund und Länder das Auslaufen all jener Maßnahmen bis zum 20. März beschlossen, die noch als Schutz für Risikogruppen und ihre Haushalts- und Familienmitglieder fungieren. Olaf Scholz' Begründung am 16. Februar: »Irgendwie haben wir das nach zwei langen Jahren verdient.«

Zu den nun noch mehr Gefährdeten gehören dabei vor allem Menschen, die sich aus medizinischen Gründen nicht impfen lassen können, sowie jene, für die der Schutz vor schweren Krankheitsverläufen

Jeja Klein ist eine dieser Gender-Personen aus dem Internet und nörgelt einmal die Woche an Kultur und Politik herum.
dasND.de/jejanervt

und der Gefahr eines qualvollen Covid-Todes als Grund für eine Impfung schlicht nicht ausreicht. Gute Medikamente gegen die Erkrankung sind ja auch noch nicht breit verfügbar.

Das »Wir«, das Scholz in seiner charakteristischen Bräsigkeit bemühte, dürfte sich in den Ohren derjenigen, für die die Lage damit noch einmal vereinsamender und lebensbedrohlicher wird, wie Hohn angefühlt haben. Dabei wissen nicht wenige von ihnen allein durch die entwürdigende gesellschaftliche Behandlung – etwa durch per Gesetz verordnete Armut bei der Inanspruchnahme von Assistenz –, dass an sie schon aus Prinzip nicht gedacht wird, wenn es um »uns« geht.

Wie surreal die Lage zwischen wütendem Virus und »Freedom Days« feiernden europäischen Staaten wirklich ist, brachte an ebenjenem 16. Februar jedoch nicht die deutsche, sondern die schweizerische Regierung am eindrücklichsten zur Aufführung. Bei deren Pressekonferenz zum Ende aller Maßnahmen nahm Bundespräsident Ignazio Cassis seine Maske ab und musste gleich husten. Tags darauf gab sein Amt einen positiven Coronatest bekannt.

Doch das war noch nicht alles. Innenminister Alain Berset forderte auf derselben Pressekonferenz trotz des Endes der Maßnahmen nämlich noch »Respekt vor dem individuellen Schutzbedürfnis, etwa wenn jemand freiwillig eine Maske tragen möchte«. Die Schweiz ist uns damit einen Schritt dabei voraus, die Pandemie durch das Abgleiten ins Absurde zu beenden.

Wenn wir es nicht schaffen, das Leiden auf der Tagesordnung zu halten, dürfte uns Ähnliches drohen. Dann gilt es nicht mehr als Ausübung von Freiwilligkeit, wider jedes vernünftige Argument auf eine Impfung zu verzichten und das Ende der Pandemie für alle hinauszuzögern. Als »Freiwillige« könnten dann diejenigen gelten, die ihr individuelles Überleben durch das Tragen von FFP2-Masken beim Lebensmitteleinkauf sicherstellen wollen. Und »freiwillig« heißt in diesem Zusammenhang schlicht nichts anderes als unbegründet, untertänig, überängstlich und irrational, als zum Angriff freigegebenes Symbol der alten Unterdrückung.

In der Bundespressekonferenz am Freitag warnte Gesundheitsminister Lauterbach immerhin, dass wir mit bis zu 25 Prozent Verbreitung des Omikron-Subtyps BA.2 auch bei den Infektionen noch nicht über dem Berg sind und die Zahlen wieder steigen können. Eine neue Welle im Herbst gilt bereits als sicher. Wer sich mit BA.1 infiziert habe, sei weder vor einer BA.2-Infektion noch vor der möglicherweise zurückkommenden Delta-Variante wirklich geschützt. Und: Am 20. März, dem von vielen angepeilten »Freedom Day«, dürfte BA.2 bereits dominant sein. RKI-Chef Wieler ergänzte, dass selbst Zahlen, die so schnell sinken, wie sie gestiegen sind, noch immer weitere fünf Millionen registrierte Infizierte bedeuten.

Also sterben weiterhin täglich 200 bis 300 Menschen am Virus. Karl Lauterbach sagte dazu am Freitag: »Das ist ja kein Zustand.« Ausnahmsweise ist ihm in dieser Einschätzung mal zuzustimmen. Wollen wir den Zustand nicht hinnehmen, nicht ins »Ende der Pandemie« abrutschen, müssen Medien auch in der aktuellen Weltlage am Thema dranbleiben.

ANZEIGE

nd LITERATUR

Sa 19.3.

Literaturbeilage »Frühjahrsbücher 2022«

Auch wenn die Leipziger Buchmesse erneut abgesagt wurde – unsere Literaturbeilage erscheint am 19. März. Wieder auf 24 Seiten mit einer Vielzahl an Rezensionen, Annotationen und Empfehlungen für die Leser*innen des nd.

Präsentieren Sie Ihre Neuerscheinungen zu attraktiven Konditionen mittels einer Anzeige. Unser Anzeigenberater Olaf Koppe steht Ihnen für Rückfragen gern zur Verfügung: o.koppe@nd-online.de

Anzeigenschluss ist der 28. Februar.

Beilage in nd.DIE WOCHE